

"Damit in allem Gott verherrlicht wird" (Benediktsregel 57, 9) : mein Weg zum benediktinischen Mönchtum

Autor(en): **Bütler, Gerold**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Mariastein : Monatsblätter zur Vertiefung der Beziehungen
zwischen Pilgern und Heiligtum**

Band (Jahr): **75 (1998)**

Heft 6

PDF erstellt am: **21.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-1030613>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

«Damit in allem Gott verherrlicht wird»

(Benediktsregel 57, 9)

Mein Weg zum benediktinischen Mönchtum

Br. Gerold Bütler

1. Kirchliche Jugendarbeit als Grunderfahrung

Für mich war der Weg in eine klösterliche Gemeinschaft die logische Konsequenz aus einem bisher geführten Leben, und zwar nicht so sehr wegen der Praxis traditioneller Frömmigkeitsformen (mit denen ich kaum vertraut war), als vielmehr wegen des Engagements innerhalb und für die Jugendarbeit. Für mich war die Pfadfinderei eine konkrete Form der Nachfolge Christi, ein Ort, wo jeder seinem Alter und seinen Fähigkeiten entsprechend etwas zum Gelingen einer tragfähigen Gemeinschaft beitragen konnte. Als Abteilungsleiter verstand ich mich mehr als Diener denn als Organisator, da ja für das Gelingen einer Gemeinschaft wichtig ist, dass jeder sich respektiert und akzeptiert weiss.

2. Auf der Suche nach meinem Weg in der Kirche

In mir entstand der Wunsch, in den kirchlichen Dienst zu treten und mich so voll für die Botschaft Jesu zu engagieren. Aber wo sollte mein Platz sein? Katechet, Jugendarbeiter oder Priester? Oder ist es vielleicht doch besser, ein guter Schreinermeister zu werden, denn auch im Berufsleben kann ich die christliche Botschaft vermitteln?

Im achten Schuljahr besuchten wir einmal über ein Wochenende das Zisterzienserkloster Hauterive bei Freiburg. Mich beeindruckten die lateinischen Gesänge, die Ruhe und die Stille in diesem Kloster. Ein Erlebnis, das mich nie mehr ganz losliess und in mir eine unbeschreibliche Sehnsucht nach einem religiösen Leben einpflanzte. Trotzdem dachte ich nie ernsthaft daran, dort einzutreten, weil diese Welt für mich zu weit weg war. Näher lag der Weg für mich zum Jugendseelsorger, und so meldete ich mich am Katechetischen Institut (KIL) in Luzern an. Nachdem ich die Voraussetzungen für eine Aufnahme erfüllt hatte, überlegte ich es mir doch anders. Die Polarisierung in Kirche und Theologie spürte ich in Luzern sehr schnell, und ich fragte mich in dieser angespannten Situation erneut, wo mein Platz sein könnte. Nach dem Aufnahmegespräch war mir klar, dass die Ausbildung am KIL nicht mein Weg war. So kehrte ich zurück in meinen erlernten Beruf als Schreiner. Nebenbei besuchte ich den Glaubenskurs, weil ich mein Glaubenswissen vertiefen wollte.

Während des Einführungskurses für die Aufnahme ans KIL am Gymnasium St. Klemens in Ebikon besuchte ich mit einer Gruppe die Benediktinerklöster Mariastein und Einsiedeln. Wieder fühlte ich mich stark an Hauterive erinnert. Jetzt als Erwachsener erlebte ich das Kloster ganz anders. Ich hatte die Gelegenheit, die Gemeinschaft und einzelne Mitglieder kennenzulernen. Dabei fiel mir positiv auf, dass auch Mönche auf ihrem Glaubensweg unterwegs sind und nicht meinen, schon am Ziel zu sein oder alles zu besitzen. Das erleichterte mir den Entschluss, diesen Weg einzuschlagen.



Br. Gerold Bütler mit seiner Mutter im Klostergarten.

3. «Land in Sicht»

Ich räumte mir zwei Jahre Zeit ein, eine Gemeinschaft näher kennenzulernen und den Entschluss reifen zu lassen. Anfangs Fastenzeit 1992 meldete ich mich für einen längeren Besuch in Mariastein an. Mit gemischten Gefühlen reiste ich nach Mariastein, wohl wissend, dass ich mich hier in eine fremde Welt begab. Für den Anfang ging ich etwas auf Distanz und verfolgte das Chorgebet lieber im Kirchenschiff als im Chor bei den Mönchen. Die Gesänge der Mönche gefielen mir sehr. Ich empfand sie als wohltuend, obwohl ich keine Ahnung hatte, was hier genau abläuft. Bisher hatte ich mich nie mit der Liturgie und dem Kirchenjahr auseinandergesetzt. Ein Bruder kümmerte sich liebevoll um mich und versuchte mir in salbungsvollen Worten den Sinn dieser Gebete zu erklären. Da merkte ich, wie wenig ich wusste und wie wenig

Berührungspunkte es in meinem bisherigen Leben mit dieser Art von kirchlichem Leben gab. Die Gemeinschaft der Mönche erlebte ich als einladend und vornehm zurückhaltend. Ich hatte gar nicht den Eindruck, dass sie auf Mitgliederfang aus waren. Ich kam mit verschiedenen Mönchen ins Gespräch, und so lernte ich die Gemeinschaft näher kennen. Nachdem die Berührungspunkte abgebaut waren, folgte ich der Einladung zum Gebet in das Chorgestühl. Es machte mir Freude, am gesungenen Stundengebet teilzunehmen. Eine Episode ist mir noch in bester Erinnerung. Da mir Basel unbekannt war, wollte ich an einem Nachmittag diese Stadt aufsuchen. Ich fuhr mit dem Tram bis zur Heuwaage, doch die Geschäftigkeit und Hektik der Stadt überrollte mich, so dass ich kurz entschlossen mit der nächsten Strassenbahn zurückfuhr. Wieder auf meinem Zimmer angelangt, erlebte ich die Ruhe und Stille als wohltuend. Zum Ab-

schluss meines Aufenthaltes hatte ich ein Gespräch mit Abt Mauritius, in dem er mich aufforderte, meine Berufung weiter zu klären. Er lud mich zu weiteren Besuchen ein. Ich folgte dieser Einladung. Die Unsicherheit über meinen Weg als Benediktiner blieb bestehen, doch ich wollte mich baldmöglichst entscheiden. Das ewige Zögern und Zaudern ist nicht mein Fall. Ich musste einem tiefen Herzenswunsch Raum geben, obwohl ich überhaupt nicht wusste, was dabei herauskommt und ob die Entscheidung, den Beruf an den Nagel zu hängen und die familiären und freundschaftlichen Banden zu lösen, richtig war. In der Benediktsregel fand ich folgendes Psalmzitat: «Heute, wenn ihr seine Stimme hört, verhärtet eure Herzen nicht» (Prolog 10). Dieser Stimme wollte ich Folge leisten.

4. Laien-Bruder, warum nicht?

So meldete ich mich zur Kandidatur an. Am 10. Januar 1994 wurde es dann ernst. Mitten aus meinen Aktivitäten heraus, ohne Abschiedsfeiern und Abschiedstränen, aber mit einer gehörigen Portion Unwohlsein übersiedelte ich nach Mariastein. Die Umstellung vom Berufsleben zum Klosteralltag war anfänglich eine Wohltat. Endlich hatte ich einmal Zeit für mich selber, vorher war ich ganz eingespannt in Beruf und Jugendarbeit. Im Kloster übertrug man mir allerhand Reparaturarbeiten, die ohne jeglichen Termindruck ausgeführt werden konnten. Allmählich eröffnete sich mir diese neue Welt. Die Liturgie, die mir bis anhin so fremd war, sprach mich in ihren vielfältigen Ausdrucksformen an. Als Praktiker, der gern mit seinen Händen arbeitet, war ich auf einmal mit vielen theologischen Fragen und Texten konfrontiert, die zu verarbeiten mir unmöglich schienen. Die Umstellung von körperlicher Arbeit zu mehr geistiger Arbeit fiel mir nicht leicht. Neben der geistigen Tätigkeit kam für mich der körperliche Ausgleich zu kurz. Insgesamt empfand ich die Kandidatur jedoch sehr kurzweilig und interessant, so dass ich mich bereit erklärte für das einjährige Noviziat. Im Verlauf des Noviziats wurde mir eindeutig klar, dass ich meinen Weg als Laien-Bruder gehen möchte. Es wurde mir aber auch bewusst, dass dieser Weg

nicht einfach ist in einer Gemeinschaft, die über Jahrzehnte keinen Laien-Bruder mehr aufgenommen hat. So sehr mir das geistliche Leben und das Chorgebet zusagte, bedrängte mich die Frage nach meiner beruflichen Zukunft im Kloster, hörte ich doch in der Ordensgeschichte, dass die Benediktinerklöster auch immer Orte waren, in denen die Kunst des Handwerks gepflegt wurde. Aber waren dafür die Voraussetzungen in Mariastein gegeben? In Mariastein, wo man keine Werkstätten hatte, verstand man die Brüder immer als Diener der Patres oder als eine Art «Hausangestellte» des Klosters. So reinigten sie die Zimmer der Patres, sorgten für Ordnung im und um das Kloster, arbeiteten in der Küche oder taten Dienst in der Sakristei oder im Garten. Die Brüder galten bis zur Erneuerung der Orden nach dem Konzil (1965) nicht als gleichberechtigte Mitglieder einer Mönchsgemeinschaft. Von der Regel wusste ich aber, dass es bei Benedikt nur eine gleichwertige Gemeinschaft von Brüdern gibt, wo man sich gegenseitig dient. Doch was erwarteten meine Mitbrüder von einem jungen Brudernovizen? Wussten sie es selbst nicht recht? Hatten sie sich schon Gedanken darüber gemacht? Ich wusste, dass in den letzten Jahren junge Brüder wieder ausgetreten waren. Dennoch wollte ich diesen Weg hier in Mariastein gehen. Es war mir klar, dass nun einmal die Brüder den grösseren Teil der Hausarbeit zu erledigen haben. Ich war auch dazu bereit, wollte aber dennoch nebenbei eine Tätigkeit ausüben, in der man Verantwortung übernehmen und seine bisher erlangte fachliche Kompetenz einbringen kann. Rein zufällig, oder war es doch Gottes Vorsehung, stiess ich auf den zweijährigen Lehrgang als Hauswart in der Zeitschrift «Der Sakristan». Nach Rücksprache mit Abt Lukas durfte ich diesen Lehrgang mit Beginn der zeitlichen Profess besuchen. «Sind Handwerker im Haus, sollen sie ihre Tätigkeit in Demut ausüben, wenn der Abt es erlaubt» (Benediktsregel 57,1). Mit der Aufgabe des Hauswartes stand eine neue Tätigkeit in Aussicht, mit der ich der Gemeinschaft dienen und mein Fachwissen als Bauhandwerker unter Beweis stellen konnte. Ich verstehe diese Arbeit getreu dem Motto Benedikts: «Damit in allem Gott verherrlicht wird» (Regel 57,9).

5. Sich annehmen lernen, weil wir von Gott angenommen sind

Nach reiflicher Überlegung erklärte ich mich bereit, die zeitliche Profess abzulegen und so für drei weitere Jahre mich der Klostergemeinschaft anzuschliessen. Alles Neue, was ich im Noviziat entdeckte und kennenlernte, verlor etwas von der ersten Faszination. Das Kirchenjahr mit seinen Festen und Feiern wiederholte sich. Der klösterliche Alltag stellte sich ein, und als Hauswart hatte ich eine Aufgabe, die mich voll beanspruchte. Allmählich entdeckte ich, dass ich meine Stärken und Schwächen in das Kloster mitgenommen hatte, die während der ersten Zeit im Kloster etwas zurücktraten. Ich begann, meine Armut zu entdecken. Da war aber nicht nur meine eigene Armut, sondern auch die Fehler und Schwächen der Mitbrüder, die Entdeckung, dass auch eine Klostergemeinschaft nicht vollkommen ist, sondern mit Konflikten und Spannungen leben muss. Die ideale Klostergemeinschaft gibt es nicht, auch der heilige Benedikt versteht die Gemeinschaft von Brüdern als eine Schule für den Herrendienst. Gerade seine Regel lebt von einer grossen Toleranz gegenüber den Schwächen der Mitglieder. Mein bisheriges geistliches Leben war gekennzeichnet durch die Aktion, und hier musste ich lernen, Gott vor allem in der Kontemplation und der täglichen Arbeit zu begegnen. Als Jugendlicher war ich gewohnt, nur dann zu beten, wenn es mich danach drängte. Ein regelmässiger Gottesdienstbesuch war mir fremd. Jetzt musste ich lernen, den eigenen spirituellen Weg zu suchen innerhalb einer Gemeinschaft, deren höchster Grundsatz ist,

«dem Gottesdienst nichts vorzuziehen» (Benediktsregel 43, 3). Im Kloster werden neben dem Chorgebet viele geistliche Übungen praktiziert. Viele waren für mich manchmal eher hinderlich, um in ein wirkliches Gespräch mit Gott zu treten. Vieles davon war mir unbekannt, und ich verband es mit einer Kirche, zu der ich als junger Mensch keinen Zugang hatte. So wie man aber durch verschiedene Eingänge in ein Gotteshaus gelangen kann, so galt es für mich, die richtige Tür zu finden, zu der ich ins Zentrum der Kirche, d.h. zu Christus gelangen konnte. Immer wichtiger wurde mir das Stillsein vor Gott, der Verzicht auf viele Worte und das geduldige Hören auf die Stimme des Herrn, die zu mir sagt: «Neige deines Herzens Ohr und suche den Frieden» (Benediktsregel, Prolog 1 und 17). Ich bin froh, dass ich mit keiner vorgefassten Frömmigkeit in das Kloster eingetreten bin, so gibt es noch vieles zu entdecken, wohl wissend, dass die Disziplin zu einem geordneten Tagesablauf die Grundlage ist, ob ein geistliches Leben gelingen kann. Als Christen dürfen wir Empfangende sein, Menschen, die in ihrer Armut reich beschenkt werden. Je mehr man bereit ist, seine und die Schwächen seiner Mitbrüder anzunehmen und mit ihnen zu leben, desto mehr findet man die Ruhe in Gott. «Die Mönche sollen einander in gegenseitiger Achtung zuvorkommen; ihre körperlichen und charakterlichen Schwächen sollen sie in unerschöpflicher Geduld ertragen» (Benediktsregel 72, 4f).



De Paoli's Blumenzauber

Ihr Blumengeschäft mit persönlicher Beratung

Der schönste Tag in Ihrem Leben

Brautstraus, Kirchenschmuck, Festdekoration . . . , wir helfen Ihnen gerne.

Profitieren Sie von den Vorzügen unseres Blumenpasses.

Oberdorfstrasse 1 • 4244 Röschenz • Tel. + Fax 061 761 79 42

6. Leben in einer Gemeinschaft von Männern

Nachdem nun meine drei Jahre der zeitlichen Profess abgelaufen sind, wage ich den Schritt, mich der Gemeinschaft von Mariastein definitiv anzuschliessen. Ich tue dies im Wissen, dass es noch viele andere Wege gäbe, die genau so gut wären oder vielleicht auch besser. Aber die innere Freiheit eines einzelnen liegt letztlich in der Beständigkeit und im Vertrauen auf Gottes Hilfe und Güte. Ich habe mich lange gefragt, ob mir eine Männergemeinschaft die nötige Geborgenheit und Wärme geben kann. Aufgewachsen in einer Gemeinschaft von Frauen – mein Vater starb in meiner Jugendzeit –, war und ist mir das weibliche Element vertraut. Mit dem Eintritt in das Berufsleben trat ich in eine Männerwelt ein, die ich so nicht kannte. Ich schätzte die freundschaftliche und konstruktive sowie sachliche Zusammenarbeit. Womit ich jedoch meistens Mühe hatte, waren die sexistischen Witze und andere Ausfälligkeiten, die in einer solchen reinen Männergesellschaft vorkommen. Sie waren für mich auch Ausdruck eines unvollkommenen Frauenbildes seitens der Männer. Das bewog mich, mich mit meinem Frauenbild auseinanderzusetzen. Die Erfahrungen zu Hause, in der Pfadiarbeit und im Berufsleben zeigten mir, dass die jungen Frauen viel eher bereit sind, sich mit ihrer geistlichen Dimension auseinanderzusetzen, und so den Männern im gleichen Alter oftmals in bezug auf die menschliche Reife weiter voraus sind. Die meisten Männer bilden sich oft nur fachlich weiter, definieren ihr Selbstwertgefühl über Statussymbole, dazu gehört leider auch die Frau, oder über die berufliche Karriere. Den menschlichen Reifungsprozess überlassen sie dem Zufall. Meistens erkennen sie ihre «Fehlentwicklung» erst beim Scheitern einer Beziehung.

Jesus zeigt uns da ein anderes Männerbild, und dies galt es zu entdecken. Das Evangelium bildet einen reichhaltigen Schatz einer männlichen Spiritualität, die nicht neu erfunden werden muss. Der heilige Benedikt ist uns Männern auch in dieser Beziehung ein weiser und umsichtiger Lehrer. Leider erfahren viele Männer die Frauen in der Kirche als Konkur-

rentinnen anstatt Partnerinnen. Sollten sie jedoch nicht Ansporn sein, uns auf unsere eigenen Wurzeln zu besinnen? Gott hat den Menschen als Frau und Mann geschaffen, und so träume ich noch immer von einer wahrhaft geschwisterlichen Kirche. Das Leben als Bruder ist für mich eine gute Möglichkeit, der Frau in der Kirche als Schwester in Christus zu begegnen. Das Leben in der Gemeinschaft der Brüder schenkt mir eine grosse Freiheit und Unabhängigkeit. Weil ich mich hier im Gebet und in der brüderlichen Liebe getragen weiss, kann ich Frauen anders begegnen als jene Männer, die die Frauen bloss als Statussymbol, Lustobjekt oder als sorgliche Mutter brauchen. Das Leben Benedikts lehrt uns, wie weit der Weg ist zum partnerschaftlichen Umgang zwischen Mann und Frau. Erst am Schluss seines Lebens wird die Beziehung zwischen ihm und seiner Schwester Scholastika eine Partnerschaft, die Christus in ihrer Mitte hat.

7. Wie über das Unerklärliche reden?

Jesus erwiderte einem Jünger, den er berufen hatte und der ihm nicht sogleich folgen wollte: «Keiner, der die Hand an den Pflug gelegt hat und nochmals zurückblickt, taugt für das Reich Gottes» (Lk 9, 62). Warum sollen wir ständig zurückschauen und uns in Selbstzweifeln zerstückeln? Stehen wir doch einmal auf und setzten das Wort der Schrift in die Tat um! Rückblickend gäbe es wohl viele Erlebnisse, die man als Berufungserlebnisse bezeichnen könnte. Doch letztlich bleibt die Berufung ein Geheimnis, das sich nur schwer und bedingt in Worte fassen lässt.

«Glaube aber ist: Feststehen in dem, was man erhofft, überzeugt sein von Dingen, die man nicht sieht» (Hebr 11, 1).

Jeden 3. Freitag im Monat
14.20 Uhr

Rosenkranzgebet
in der St. Josefs-Kapelle